

Über die ganze Länge des Tisches hatte sie ihm den Apfel zugeworfen, dabei ausgeholt wie ein Baseball-Spieler, in einer einzigen langen, eleganten Bewegung, hatte «grüner Engel, meine Liebessorte» gerufen und gelacht, mit schönen Zähnen gelacht, Zähnen, denen man die unzähligen verspeisten Äpfel ansah.

Sie kannten sich kaum. Aber der Engel, den er mit einer Hand auffing, zum Mund führte und mit einem metallischen Knacken anbiß, hatte ihn waghalsig gemacht. Fährst du mit mir nach Ostbelgien? schrieb er auf eine Serviette, die er, zu einem festen Ball gepreßt, Sophia zuwarf.

Ohne Zögern hatte sie zugesagt. Zwei Tage, Mittwoch und Freitag, Urlaub genommen. Donnerstag war Fronleichnam, und Sonntag würde der Rückreisetag sein. Oder Montag. Spätestens Montagnachmittag wäre sie wieder in ihrem alten Leben ansässig. Erstaunt über die ausgebliebene Veränderung oder berührt durch die eingetretene. Ostbelgien, hatte er erklärt, ein kleiner Ort unmittelbar hinter der Grenze, Aachen keine zehn Kilometer entfernt. Warum eigentlich nicht? hatte sie gedacht.

Das sagt man immer dann, wenn es in Wirklichkeit keinen guten Grund gibt, etwas zu tun.

Hätte das Abwägen auch nur einen kurzen Moment länger gedauert – sie hätte abgelehnt. Mit einem stummen Mann, den sie flüchtig aus der Bibliothek der Historiker kannte, mehrere Tage, Urlaubstage zu verbringen – abwesig. Es fiel ihr schwer, die taubstummen Freunde ihres gehörlosen Bruders zu ertragen, die ihre Gebärden mit hohen Schreien und Klagelauten begleiteten, so, als würden sie

gequält. Johannes tat das nicht, Johannes verstand auch, er sprach nur nicht. In der Bibliothek hatte er sie, bei ihren wenigen Begegnungen, zuverlässig angelächelt.

Grüner Engel. Säuerlich, gerade so säuerlich, daß der Zucker die Zunge überraschte, frisch wie ein Aufbruch. Nichts Rotbackiges, Winterliches, sondern grün, vornehm grün. Ein wenig England, seine Haut, mit blassen Sommersprossen, ein wenig, im Anbiß, schöner, deutscher Bauerngarten.

Ein kurzes Treffen, eine sehr sachliche Verabredung, er würde sie abholen. Sophia antwortete immer wieder mit Gebärden, sprich mit mir! forderte er sie auf, ich höre gut und verstehe alles.

Und nun saßen sie zusammen in dem blauen Fiat, Modell Lieferwagen; hinter den Scheiben, in der Maisonnette auftrumpfend, die Pfalz.

Die Nähe war unbehaglich. Beide hielten den Blick regungslos auf die Straße gerichtet, als wäre sie die Leinwand, auf der sich das Entscheidende abspielte. Bei Johannes, der fuhr, konnte man die Starre auf die Konzentration schieben, die der dichte Verkehr erforderte. Und während er fuhr, konnte er selbstverständlich nichts aufschreiben. Und nur eingeschränkt mit Gebärden sprechen.

Bei ihr war die Reglosigkeit einfach nur grotesk. Ihre Füße standen wie verwaiste Fracht unter dem Armaturenbrett, nicht einmal die Schuhe streifte sie ab. Sie drückte auch nicht auf die Sendertasten des Radios, sang oder summte nicht und angelte keine Zigarette aus der Schachtel, die im Fach unter der Handbremse lag. Eine Art Beifahrer-Dummy. Sie schaute nur gradeaus, Johannes' Hände auf dem Steuerrad im Augenwinkel. Sie hätte nicht einmal

sagen können, was er trug. Das Schönste an ihm waren die Sommersprossen: im Gesicht, auf den Armen, den Handrücken. Ganz dünn die Haut, er wurde sicher leicht rot. Weiblich. Die Frisur dafür jungenhaft. Kaum graue Haare. Sie konnte ihn sich in keiner Situation vorstellen, in der man die Fassung verliert, er hatte etwas durch und durch Maßvolles, Ausgewogenes. Die einzige Situation, in der sie ihn sich vorstellen konnte – in diesem Moment –, war beim Friseur. Er war vermutlich jemand, der immer nur angab «dasselbe in kürzer» und sich dann in eine Zeitschrift, nein, in ein mitgebrachtes Buch vertiefte, als hätte der Kopf im Spiegel nicht das Geringste mit ihm zu tun. Bis der Friseur, dessen Vornamen er beharrlich nicht kannte, ihm die Haare aus dem Kragen pinselte. Warum er wohl stumm war? Konnte man überhaupt stumm sein, ohne taub zu sein? Welche Stimme würde er haben? Wie viel in der Stimme lag. An Auskunft, an Körperlichkeit. Die einverleibte Sprache. Noch immer, nach mehr als einem Jahr, hatte sie die Stimme ihres Mannes im Ohr, wenn er anrief, das «ich bin's», außer Atem vom Spurt zur Telefonzelle, die Stimme noch rauh. Dann die Pause, in der sie das Versprechen nachklingen ließ, die darin eingebettete Gewißheit. Ich und du.

– Sophia? (Johannes sprach ihren Namen innerlich aus: ein schöner Dreiklang)

Er wandte den Kopf nach rechts. Sophia hatte die Augen geschlossen, den Kopf zurückgelehnt. Strenges Profil, das Runde, Weiche ihres Gesichts von der Seite unsichtbar. Er mußte an das Gespräch, halb geschrieben, halb gebärdet, denken, das dem fliegenden Apfel gefolgt war. Spielerisch, geistreich, werbend. Ihre prompte Zusage. Dann, unvermittelt, war ihm das Aufgeladene, Neckende und Lockende ihres Austauschs dumm und angestrengt erschienen, ein

Balztanz, reflexartig ausgebrochen, stur wie ein Computerprogramm. Wer sprach da eigentlich aus ihm? Wer war sie bloß? Warum hatte er sie gefragt? Weil er sie ein paarmal in der Bibliothek beobachtet hatte, wie sie, die Arme mit einem Bücherstapel hoch über dem Kopf erhoben, durch ein leichtes Schwenken ihrer linken Hüfte der Tischecke auswich, dabei ein vollkommenes Gleichgewicht wahrte und ein versonnenes Lächeln aufsetzte, als gäbe eine innere Musik ihr den Einsatz? Weil er ihre Stimme, die kehligten Abgründe darin, das versteckte Lachen, so mochte?

Wie überhaupt lernt man einander kennen, führt einander ein in die bis zum entscheidenden Moment ungeteilten Räume, Lebensläufe, Lebensabgründe manchmal, in die über Jahre angehäuften Langeweile und Hoffnung, es möge anders werden: reicher, unverwechselbarer, heiterer. Er war Ende vierzig, kein Alter, und dennoch schwindelte es ihm bei der Vorstellung an die Stunden, Wochen und Monate, die es kosten würde, den anderen mit dem eigenen Leben bekannt zu machen: mit dem Lieblingsgericht, mit der Verzweiflung des einstigen Kindes beim Anblick der geplatzen, zerlaufenen Blutwurst in der Pfanne, mit den Abschieden, den Verraten, der Todesangst, der faden Lust, der weltumspannenden Lust, mit dem Gefühl des Schrecks zweiter Hand, das fiel ihm besonders jetzt, sechzig Jahre nach Ende des Krieges, angesichts der Bilderflut auf. Überhaupt mit dem Verdacht, nichts echt zu empfinden, sondern ein Repertoire übernommener und verordneter Gefühle zu verwalten. Den eigenen nicht zu trauen. Den der anderen auch nicht. Alles hatte ein Format, die Trauer, das Gedenken, die Liebe. Alles aus zweiter Hand, alles. Wie um alles in der Welt konnte er den anderen – diese junge Frau namens Sophia – bekannt machen mit der Freude über die verschwen-

derische Blüte der Pfingstrose, die er als mickrigen Steckling im Blumensortiment eines Supermarkts vor Jahren gekauft hatte und die ihn, der damals gedacht hatte, viel ist nicht verloren, wenn sie eingeht, nun Jahr um Jahr mit ihrer Pracht beschämte? Wie? Ohne Stimme, noch dazu. Im üppigen, dunkelroten Innern der Pfingstrosenknospe wimmelte es von Ameisen, die er als Eindringlinge betrachtete, als Konkurrenten, und ausmusterte. Ein tiefes Rot, wie Muskelfleisch, durchblutet. Zwei Stockwerke legten die Ameisen zurück, um dieses Rot zu erobern. Vielleicht fraßen sie auch nur die Läuse, die er übersah. Die Pfingstrose war schön. Lautlos. Wer stumm ist, hatte ein Freund einmal zu ihm gesagt, muß einen Roman schreiben, wenn er eine Liebesgeschichte erleben will. Oder doppelt so lange leben. Also ein Roman, hatte er geantwortet und dabei gelacht, damit der Freund verstand, daß ihm der Witz nicht entgangen war.